

# Dribeer

Autor(en): **Merz, Karl**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **12 (1908)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-572165>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

meinte Mannheimer. „Sie müssen mich schon bei meiner Gewohnheit lassen!“ lehnte Nikarde ab. „Die solcher Kaserei frönen, erscheinen mir ausgeblasen wie ein taubes Ei, froh, jetzt eine Betätigung gefunden zu haben, über der sie sich für eine Stunde darüber hinwegzutäuschen vermögen, daß sie für das wirkliche und das ist das geistige Leben gar nichts bedeuten — indem sie dahinstürmen können, an der bescheidenen Menge vorbei, über sie weg und ihr hochmögend Staub und Stank lassen dürfen!“

Ulrich lachte laut auf, während Mannheimer wiederum nichts zu sagen wußte. Die beiden Männer saßen nebeneinander, der Jobber eine verhaltene Lücke in dem massigen Gesichte, Ulrich traurig und voll Sehnsucht, als sei ihm süße Geborgenheit nahe gewesen und wieder gewichen. Die Lichter der Stadt glitten an ihnen vorüber, und er hätte Nikarden die Hand auf die Schulter legen und sie bitten mögen: Hilf mir! Meine Seele ist in Not... Kehr um und laß uns in die schweigende Nacht fahren, und du wirst ihre Stimme vernehmen und ihr Trost sein heute und allezeit!

(Fortsetzung folgt).



**Bündner Typen.** Frederico Salis von Soglio in Scansf.  
Nach Kohlenzeichnung von Anton Christoffel, Scansf (Obereng.).

## ✂ Dribeer ✂

Von Karl Merz, Chur.

### I. Das verschollene Städtchen.

Das Mittelland durchziehen lange Hügelzüge; mit Neben an den südlichen Hängen erheben sie sich aus des niederen Landes Wiesen und Aecker und tragen auf

ihren weiten Rücken schattige Wälder, die sich dunkel von dem Grün und Braun der Fläche abheben. Gegen die Alpen zu, die fern im Süden hin und wieder auftauchen und leuchten, schwellen die Hügel stärker an und zeigen mannigfaltigere Formen; auch finden sich zwischen den großen Zügen hin und wieder kleine Höcker mit wildem Buschwerk, mit einer Kapelle oder mit alten Mauern, und durch kleine Tälichen und versteckte Winkel ist eine traumliche Umgebung gebildet, die Ruhe und leichtes Sinnen antut. Auf einem solchen Höcker der lieben Erde sind die Ruinen von Dribeer, einem längst vergessenen Städtchen. Bäume und Gebüsch verstecken eine Menge kreuz und quer gehender Mauern, verwittert und abgebröckelt. Nur noch ein Turm ragt neben einer hohen Esche hervor, als müßte es sich vor Alter und Gebrechen stützen, und ein kleines halbverfallenes Fensterchen ist noch das letzte Zeichen der Neugier, die über das Land lugte, aus dem herauf die Bürger Korn und Leinen holten zu Nahrung und Kleidung. Für ihren Durst aber konnten sie in der Nähe sorgen, wo an sonnigen Hängen weite Weinberge sich dehnten. Eine alte Sage erzählt, daß einst der Teufel die Bürger von Dribeer allesamt mit Weib und Kind holte. Aber nur gehässige Zungen konnten diese Sage aufbringen. In allen Ehren und wohlbedacht sind sie nach einem schönern Land im fernen Süden ausgewandert. Sie taten wohl daran, ein Strafgericht neidiger Menschen hätte ihrer geharrt.

Dribeer war eine Stadt des Kaisers, und wenn dieser Krieg führte, mußten die Bürger mitziehen. Eine lange Friedenszeit hatte sie diese Pflicht fast vergessen lassen.



**Bündner Typen.** Der achtzigjährige Chr. Lantica von Scansf.  
Nach Kohlenzeichnung von Anton Christoffel, Scansf (Obereng.).

Nachdruck verboten.  
Alle Rechte vorbehalten.

Den letzten Krieger aus Dribeer, der einst für Kaiser und Reich zum großen Heere gestoßen und nach manchen Irrfahrten wieder heil zu seiner Stadt und seinen Neben gefehrt war, hatten sie schon längst begraben. Von seinen Heldentaten sprach man nicht mehr; nur wußte man noch wohl, daß er die Weine aller Herren Länder gleich gut hatte vertragen können. Doch an einem schönen Herbstmorgen kam ein Bote in eiligem Lauf und brachte dem Räte den wohlbesiegelten Befehl, ein Trüpplein schleunigst nach des Kaisers Lager abzusenden zum Kriege gegen einen störrigen Fürsten im Nachbarlande derer von Dribeer. Der Rat verammelte sich, die Zünfte traten zusammen, wider alle Gewohnheiten wurde lange beraten, hin und her gestritten, wer gehen sollte; keiner war dazu zu bewegen. Die Ruhe im Städtchen war hin, Tag und Nacht haberten sie, tranken in Aufregung und Hitze erklecklich und zu viel, und Händel erwuchsen ohne Zahl. Von dem einst so friedlichen Hügel schallte und tönte es in die Nacht aufs Land hinaus, daß alle Bauern Schlimmes voraussagten für die ruchlosen, unruhigen Leute. Also gingen drei Wochen vorüber, und noch war kein Fähnlein von Dribeer ausgezogen. Der Kaiser wartete, mahnte, drohte. Da beschloß der Rat, an den Kaiser ein Schreiben zu senden und Nachsicht zu erbitten. Sie hätten im Herbst Arbeit in den Neben und könnten nicht kriegen. Hätten sie keine Neben, kämen sie geschwind. Sie wollten aber doch etwas zum Kriege tun und dem Kaiser der Stadt neues Geschütz senden, das könne ihm viel nützen. Sie hielten alleweil treu zum Reich. Die Antwort kam rasch, die guten Bürger sollten ihr Geschütz senden und eilen, es tu' Not. Da war die Stadt vom Uebel erlöst: sie feierten drei Tage; dann zogen sie ihr Geschütz vor das Rathaus und stellten es in Stand. Der Rat kaufte ein starkes Roß und bestellte ein Knechtlein, um hinauszufahren mit ihrem Geschütz in den Krieg. Sie schauten fröhlich nach, wie es den steilen Torweg hinunterkollerte, daß das Roß ordentlich traben mußte und das Knechtlein fast nicht nachkam. Raum war das mörderische Rohr aus den Augen, kehrte der alte Frieden wieder nach Dribeer zurück.

Das Knechtlein hielt unten am Berge an und beschaute sich das Geschütz, ob sich nirgends darauf sitzen lasse. Es hatte keine große Freude an dem Fuhrwerk und verwünschte den Krieg. Ueberall waren Nagelköpfe, rund und eckig, auf das Holz hingesät und auf dem Rohr, gerade da, wo man noch am ehesten hätte sitzen können, war stark hervortretend das Wappen von Dribeer hingegossen. Es saß aber doch auf, fuhrwerkte weiter, mußte oft anhalten, den Sitz wechseln, hatte also liebe Mühe und nicht übel Lust, das unhandliche Geschütz im Stich zu lassen. Doch es dachte an den geschworenen Eid, treu zu Kaiser und Reich zu halten und Roß und Geschütz nie zu verlassen. Gegen Abend kam es zu einer Herberge. Roß und Fuhrwerk brachte es unter und setzte sich froh hinter einen Tisch in einen Winkel, um ungestört zu essen und zu trinken und mit dem Wirt den Krieg zu besprechen, wie der Unheil anrichte. Der Wirt warnte, der Feind streife schon hier im Lande herum, und fragte das Knechtlein, ob es viel Pulver bei sich hätte. Darob erschraf es gewaltig, wagte sich nicht mehr vors Haus und blieb und zehrte in der Herberge. Als schon eine ordentliche Beche aufgelaufen war, kam wieder einmal

der Wirt und fragte, ob es aber Geld bei sich hätte. Es schüttelte den Kopf. Der Wirt ging in den Stall, schaute das Roß an, auch das Geschütz in einem dunkeln Winkel und ließ das Knechtlein eine Woche bei sich im Hause. Dann jagte er es fort, zu Dribeer Geld zu holen; er gebe sonst das Roß nicht mehr heraus.

Traurig machte sich das Knechtlein auf den Rückweg. Es wußte, die Bürger von Dribeer gaben nicht gerne Geld heraus, und es fürchtete, gefoltert zu werden. Es dachte, alles Unglück dem Kriege zuzuschreiben, und lief dann behend, um nicht noch vom Feinde erwischt zu werden. Je näher es dem Städtchen kam, um so leichter wurde es ihm, und wie es die Bergstraße hinauf war, den breiten Turm sah mit den farbigen Wappen und wie es zum Tor hineintrat in die ruhigen Gäßchen und Winkel, faßte es den Gedanken, frech zu lügen, um nicht wieder fort zu müssen und hier zu bleiben, all die Tage in Ruhe. Das Knechtlein trat vor den Rat und erzählte. Wie es den dritten Tag schon in den Krieg gezogen war, sei es dem Kaiser auf der Straße begegnet. Der hätte gefragt, woher es käme, und befohlen, ab dem Geschütz zu steigen, er wollte es schon weiterbringen. Der Kaiser ließe den Rat grüßen und danken und guten Wimmes wünschen. Er sei eilig davongefahren. Der Krieg sei wohl schon im Gang, man habe von Pulver gehört. Der Rat fand den glücklichen Vorfall noch nicht genügend erhärtet, und einer der Herren, der auch schon gereist war,



Bündner Typen. Architekt Stephan Koch von St. Moritz, Meisterschüler vom Eidg. Schützenfest 1907 in Zürich (vgl. „Die Schweiz“ XI 1907, 382). Nach Mittelzeichnung von Anton Christoffel, Scaufs (Obereng.).

fragte, ob denn der Kaiser nicht noch etwas gesagt habe. Das Knechtlein besann sich: doch, jawohl, er habe noch etwas gerufen, als er schon ein Stück fortgesprengt war, etwa wie, er wolle dann das Geschütz schon wieder bringen. Der Rat überlegte, was zu tun sei. Er fand alles in besser Ordnung und beschloß, einmal zuzuwarten, es werde sich schon manches von selbst geben. Man könnte durch ungeschicktes Vorgehen und Einmischen den glücklichen Schluß des Krieges noch stören. Das Knechtlein ward gelobt und entlassen. Dann begannen die Bürger ihren Wimmel, kelterten den Wein und sahen, daß ihre Fässer wieder für ein langes Jahr wohl reichten.

Der Stadt gutes Geschütz stand den ganzen Winter beim Wirt. Im Frühling kam ein Haufen Kriegsvolk, der Pulver und Geld hatte. Sie kauften dem Wirt das Geschütz billig ab und zogen es selbst, so gut es ging, die Straße weiter, um sich an einem Städtchen zu rächen, das die Tore geschlossen hatte, als sie vorbeikamen und Einlaß begehrten. Sie stellten es am Walbrand gegenüber dem Stadttor auf und begannen gleich zu schießen. Jene Bürger schauten erstaunt dem Treiben zu: sie hätten auch geschossen, hatten aber kein Geschütz. Doch als eine Kugel den Turm des Stadttores traf und die neue weiße Tünche abfiel und ein großer Fleck an der Mauer entstand, hielt es sie nicht mehr länger: sie zogen wütend aus und vertrieben den böswilligen Haufen, der das Geschütz im Stiche ließ und eilig zerstob. Die Beute zogen sie zu sich ins Städtchen und erkannten gleich das Wappen von Dribeer auf dem Rohr. Das war eine Rebenranke mit einer Traube aus drei großen Beeren, und darunter stand ein Weinbecher. Sie hegten von jeher Neid auf diese Stadt. Ihr Wappen hatte nur zwei Rebstängel und zwei Beeren, und der Becher fehlte. Die Bürger von Dribeer wußten solches Fehlen zu erklären und taten es auch oft und erzählten, die Stüchelberger hätten eben einen Wein, den niemand trinken möge. An einem Fest könnten darob nicht einmal mehr die jungen Weiber süß lügen. Solche Reden hatten schon seit undenklichen Zeiten Neid und Nachelust geweckt und gesammelt, und wären die beiden kaiserlichen Städtchen nicht zwei Tagereisen auseinander gelegen, sie hätten sich ernstlich geraut und geschlagen. Jetzt wußte der Rat von Stüchelberg gleich, was zu tun sei. Sie sandten Abgeordnete an den Kaiser mit einer großen Klageschrift, die Bürger von Dribeer als Kaufbolde und Trinker, als Räuber und Diebsgesindel eines unerwarteten Angriffes auf ihre Stadt und einer ärgerlichen Beschädigung ihres neu verputzten Stadtturmes bezichtigend, und heischten vor Gott und den Heiligen strenge Bestrafung der Reichsfeinde. Der Kanzler, bei dem die Dribeerer der vielen Schreiberereien wegen, die ihr Kriegsdienst verursacht hatte, schon schlimm im Ruf waren, versprach Untersuchung des schändlichen Vorfalles, Bestrafung und Brandschatzung der Stadt, und als die Boten noch nicht genug heim berichten zu können glaubten, stellte er Zerstörung des Städtchens samt seinen Neben in Aussicht. Doch blieb die Sache wie manche andere viele Jahre liegen.

Aber Gerüchte von einem schlimmen Strafgericht wurden geflüstert nach Dribeer gebracht, und schlimme Vorahnungen fraßen immer tiefer in die Herzen der Bürger, die im Laufe des Krieges von allerlei Gewalt-

taten der Kaiserlichen vernahmen und einst in einer dunkeln Nacht einen fernen Feuerschein sahen, der von unheilvoller Flamme Zerstörungswerk noch eindringlicher berichtete als aller fahrender Leute Erzählungen. Auch ihr Kriegsknechtlein ließ traurig den Kopf hängen und gestand, der Kaiser sei recht zornig gewesen, habe unverständliche Drohungen in den Bart gemurmelt und mit den Augen geblitzt unter ernster Stirne. Er habe es recht ungnädig stehen lassen. Zu all dem kam noch Unheil des Himmels. Zur schönen frühen Sommerszeit, als die Neben blühten und das Korn schon hoch wuchs, fuhr ein entsetzliches Hagelwetter einher und zerstörte alles, was trieb und gedieh, zerhieb und zerfetzte alle Gaben der Erde. Böse Zeiten, doppelt böse drohten den guten Leuten von Dribeer, selbst der Trost ihres Weines ward ihnen vergällt. Sie sahen kein Mittel, dem gehäuften Elend nicht zu erliegen. Da kam ein Spielmann, dem es auch ins Gemüte schlug, daß der Wein mizraten sollte, und er sang in die Trübsal ein schönes Lied und sang frohe Kunde von fernen herrlichen Landen, wo der Wein in Menge fließe und überfließe aus allen Rufen und Fässern. Solch ein Land tat gewaltig locken, und die Bürger beschloßen, verschwiegen auszuwandern mit allem, was Mann und Pferd tragen konnten, durch Täler und Berge nach dem Süden, der ihnen leuchtend im Sinnen lag, um dort ein neues Leben zu beginnen. Gut und Blut wollten sie daransetzen, das drohende Elend in verheißungsreiches Wagnis zu tauschen. Als milde die Abendsonne leuchtete, zogen sie von dannen. Wohl weinten die Weiber; doch als Türme und Giebel von Dribeer hinter dem Waldesraum verschwanden, schauten auch sie frohgemut drein, entgegen einer neuen Heimat, die ihre Wanderlust lohnen mochte. Der Fahrende spielte noch ein munteres Lied in den scheidenden Abend, und still und gelassen ging der bunte Zug, kundig geführt, durch das lange Tal in die Fremde.

Einige Monate mochten schon über das verlassene Städtchen hingezogen sein, als endlich des Kanzlers Botschaft durch das Land auf Dribeer zu ritt. Ein wilder Sturmwind fegte einher, und die Reiter, die weite Vollmachten des Kaisers mit sich trugen und Strafe verkünden und Buße heischen sollten, hörten schon von weitem, wie Läden und Türen im Städtchen droben hin- und herschlugen und es dröhnte und krachte, als sollte alles stürzen und bersten. Sie fragten in einer Mühle an der Straße vor der Stadt, was dort oben für ungewohntes Benehmen sei, und erfuhren, daß schon im Sommer in einer mond hellen Nacht der Teufel alle Leute von Dribeer geholt habe. Seine Gefellen werden jetzt wohl noch alles zerschlagen und abbrechen; es spuke zu allen Stunden und keine Menschenseele wäre mehr droben sicher. Die Herren Gesandten, in der Gegend sonst gänzlich unbekannt, glaubten den kundigen Männern,kehrten ihre Pferde und ritten schleunigst nach Stüchelberg zurück, das Gesehene dort zu verkünden. Sie fanden, die gottlosen Bürger von Dribeer seien genug bestraft. Der neidigen Stadt aber verließen sie das Recht, in ihr Wappen ein Weingläschen zu fügen, aber nur ein kleines Stiefelgläschen, spitzig wie die Nasen ihrer Weiber. Also ward die Angelegenheit durch den Kanzler zu aller Zufriedenheit ausgetragen.

(Fortsetzung folgt).



Im Dämmersehen (Partie bei Gertheim i./G.).  
Nach Originalzeichnung von Emil Bollmann, Winterthur-Pfäfersdorf.

DIETSCHWEIZ  
1881